

Erinnerungen einer Leichenbitterin aus Bleichstetten auf der Schwäbischen Alb

Barbara Happe

Wenn heutzutage ein Mensch stirbt, wird der Todesfall in der örtlichen Zeitung bekanntgemacht; häufig werden gedruckte Todesanzeigen versandt, und nicht zuletzt sorgen Telefon und Auto für eine rasche Informationsvermittlung über größere Distanzen. Bevor moderne Kommunikationsmittel so selbstverständlich im Alltag wurden, überbrachten oft Boten, die von Haus zu Haus gingen, die Todesnachricht und Einladung zur Beerdigung. Das Amt des Leichen- oder Totenbitters war verstreut in ländlichen Gebieten noch bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts gebräuchlich. Heute ist dieser Brauch jedoch nur noch vereinzelt anzutreffen.

Ich hatte Gelegenheit, mit Frau Gertrud Tröster – heute wohnhaft in Reutlingen – zu sprechen, die von 1938 bis 1945 in etwa 30 Todesfällen in Bleichstetten auf der Schwäbischen Alb, heute Sankt Johann-Bleichstetten, zur Leiche gesagt hat. Bleichstetten hatte in dieser Zeit rund 320 Einwohner, und Frau Tröster hat damals bei mehr als drei Viertel aller Todesfälle zur Leiche gesagt. Sie hat diesen nicht amtlich bestellten Dienst als Mädchen bis zu ihrer Konfirmation ausgeübt. Ihre Schätzung bezüglich der Todesfälle entspricht in etwa der Statistik des Bürgermeisteramtes in St. Johann, die 27 Verstorbene für diesen Zeitraum in Bleichstetten nennt. Ich danke Frau Tröster für ihre Bereitschaft, ihre Erinnerungen auf Tonband aufzeichnen zu lassen und deren Veröffentlichung zu genehmigen. Der Wiedergabe unseres Gespräches vom Juli 1990 möchte ich einige allgemeine Erläuterungen zur Tradition des Leichensagens voranstellen.

Das Leichensagen in früheren Zeiten

Bevor das Amt des Leichen- oder Totenbitters eingeführt wurde, war das Leichensagen eine gemeinschaftliche Aufgabe. Die Mitteilung des Todes und das Leichengefolge war in Gilden und Zünften, Bruderschaften und Nachbarschaften eine vordringliche Gemeinschaftspflicht, die selbstverständlich und unentgeltlich erfüllt wurde. Seit dem 17. Jahrhundert ist überliefert, daß von Patrizierfamilien gelegentlich eine bezahlte Person für das Amt des Leichenbitters angestellt wurde. Sodann vollzog sich zunächst in den Städten eine allmähliche Entwicklung zum vergüteten Leichenbitter, und im 19. Jahrhundert häuften sich schließlich die Belege über fest in der Gemeinde angestellte Leichenbitter. Es waren von Ort zu Ort Personen unterschiedli-

chen Alters und Geschlechts, welche die Aufgabe des Leichenladens besorgten. Vielerorts war mit dem Amt des Leichenbitters dasjenige des Hochzeitsladers verknüpft. Oft führten Totengräber und Mesner oder auch die Stadtmusikanten dieses Amt aus. Im Fränkischen und Schwäbischen waren Hebamme und Leichenbitterin in einer Person vereint, bis 1810 aus hygienischen Gründen diese beiden Funktionen gesetzlich voneinander getrennt wurden. Häufig waren es arme Männer oder Frauen, die zur Beerdigung baten. Aus dem schwäbischen Raum ist bekannt, daß auch Familienangehörige und manchmal kleine Mädchen aus der Verwandtschaft diesen Dienst übernahmen. Fest angestellte Leichenbitter erhielten ihre Entlohnung von der Gemeinde oder nach Ständen gestaffelt von der jeweiligen Trauerfamilie. Naturalien wie Brot, Eier, Speck, Mehl und Schmalz waren ein häufiges Entgelt, das den Boten von den Benachrichtigten in einem eigens dafür bestimmten Korb mitgegeben wurde. Besonders bei längeren Wegstrecken wurden den Leichenbittern Kaffee, Alkohol oder selbst größere Mahlzeiten angeboten, nachdem sie nach einem bestimmten Stockschlag gegen die Haustür die Nachricht außerhalb des Hauses verkündet hatten.

Leichenbitter, Totenfrauen oder Leichensäger(innen), wie sie im Schwäbischen hießen, waren an der Kleidung zu erkennen. Auffällig waren die Trachten der Mägde herrschaftlicher Familien um 1800 in Ulm, die zur Leiche sagten. Außer dem gewöhnlichen schwarzen Kleid und einer breiten Kopfhaut trugen sie eine Leinwand über Mund und Nase, den Trauerlappen oder Mummel. Manchmal trugen die Frauen einen breitrandigen schwarzen Strohhut, die Männer hatten einen langen schwarzen Flor am Hut. Später waren sie am schwarzen Zylinder, dem Gehrock und der Schärpe zu erkennen.

Der Bericht der Leichensägerin

In Bleichstetten war es wie auch in anderen Orten auf der Schwäbischen Alb üblich, daß die Trauerfamilie sich selbst um einen Boten kümmerte. So kam auch Gertrud Tröster als Kind zu diesem Amt. Sie war hier in jener Zeit die einzige Person, die diesen Dienst regelmäßig und über einen längeren Zeitraum ausübte.

Aus Gründen der Lesbarkeit und nicht zuletzt deshalb, weil die Autorin eine Norddeutsche ist, wurde



Leichensagerin in Neenstetten auf der Ulmer Alb, 1956.

davon abgesehen, den folgenden Text auf schwäbisch wiederzugeben. Das Gespräch ist auszugsweise und ohne die umgangssprachlichen Wiederholungen und Unebenheiten im Satzbau wiedergegeben.

«Also, ich war acht Jahre alt, ich hab' einen Stiefvater gehabt, und das erste Kind von meinem Stiefvater ist gestorben. Das war 1938, und da eigentlich hab' ich das erste Mal zur Leich' gesagt. Mein Großvater, der 'Ehne', der 'Fleckrehne', hat eine Schreinerei gehabt, und den hat man immer gleich geholt, wenn eins gestorben ist. Der hat den Tod festgestellt, und der hat dann auch die Leich' gerichtet, den Toten in den Sarg gebracht und das alles gemacht. Und der hat gesagt: 'Weißt du, das kannst du gut machen. Jedes Mal fragt man mich, wen nimmt man.' Und dann haben wir gesagt: 'Jetzt probieren wir es einfach.' Ja, und von da an eigentlich sind die Leute immer zu uns gekommen, und mein Großvater hat immer gesagt: 'Ganget halt zu meiner Gertrud, die macht das.' Von unsern Nachbarn ist die Mutter gestorben, und die haben auch ein Mädle in meinem Alter gehabt, und die sind dann zu mir gekommen und haben gesagt: 'Tätst du das machen?' Und ich hab' gesagt: 'Ja wieso, ihr habt doch selber jemand.' 'Ja, die hat Angst, die geht nicht zu jedem ins Haus.' Vor den Hunden habe sie Angst gehabt. Ich hab' das nie so empfunden,

den, ich hab' auch nie vor einem Hund Angst gehabt. Ich wüßt auch gar nicht, daß mich einer gebissen hat. Da ist man hineingegangen, und das hat man einfach im Sinn von dem Toten, dem zuliebe gemacht.»

Im «schwarzen Schurz» durch das Dorf

Wie waren Sie gekleidet?

«Ich habe extra einen schönen schwarzen Schurz gekriegt, so einen Schlupfschurz, wo viel vom Kleid verdeckt war, und den hat man hinten zugemacht mit Knöpfle. Und dann war da noch eine Schleife herum, die man hinten gebunden hat. Das hat man dann immer oben in den Weißzeugschrank gelegt, daß es nicht so verdrückt worden ist, weil ich es ja öfters gebraucht habe.»

Hat Ihre Familie den Schurz selber genäht?

«Meine Großmutter hat viel nähen können, und die hat mir das selber genäht, weil sie hat das ja mit Volant gewollt.»

Haben Sie den Schurz noch?

«Nein, den habe ich leider nicht mehr. Zwei hab' ich eigentlich gehabt, weil ich hab' ja wechseln wollen. Man ist da auch schon eitel gewesen, früher hat man nicht immer das gleiche gewollt.»

Sind Sie dafür entlohnt worden?

«Das ist immer drauf angekommen, ob es arme Leut' waren oder reichere. Also, wenn man da 50 Pfennig gekriegt hat, dann war man selig. Und wenn es jetzt arme Leut' waren und sie haben bloß danke gesagt, hat mir das eigentlich nix ausgemacht.»

Aber von der Gemeinde haben Sie keine Entlohnung erhalten?

«Nein, nein, das hat es nicht gegeben, weil es hat ja jedes selber sorgen müssen, daß das gesagt wird. Jede Familie hat dafür sorgen müssen, daß zur Leich' gesagt worden ist. Das hat mit der Gemeinde nichts zu tun gehabt.»

Und wenn Sie eine Entlohnung bekommen haben, war das dann immer Geld oder waren das auch mal Naturalien?

«Da hast du ab und zu vielleicht mal eine Schok'lad'tafel gekriegt, da warst du auch froh, das hat es ja früher nicht gegeben, oder man hat mal eine Mark gekriegt oder auch mal zwei, wenn es mal reichere Leut' gewesen sind. Da war man ganz selig davon. Ich hab' das immer so empfunden, daß die Leut' zur Beerdigung gegangen sind und dem Toten die letzte Ehre erwiesen haben, und ich hab' mich immer gefühlt, wenn ich das mache, dann erweise ich auch die letzte Ehre. Als Kind hab' ich das immer so tief empfunden, da war ich immer so mit dem Men-

schen, der jetzt gestorben ist, beschäftigt, wenn ich da gegangen bin. Und ich muß sagen, ich hätt' da auch nie sagen können, das ist halt ein Armes, da braucht das nicht so, bei mir waren da alle gleich. Und ich bin von meiner Mutter her schon so erzogen worden, daß man einfach dem Nächsten etwas tun muß. Es lag in unserer Familie, daß wir einfach helfen.»

«Immer das gleiche Sprüchle»

Welche Konfession war in Bleichstetten vorherrschend?

«Evangelisch. Da war alles evangelisch. Bei uns hat es früher noch keine Katholische gegeben, da oben.»

Sagte man in den Häusern einen festen Spruch?

«Da ist man zur Tür hineingekommen, hat guten Abend gesagt, weil es ja immer abends war, und dann hab' ich gesagt, sie sollen so gut sein und morgen mittag um zwei der Eve zur Leich' gehen oder wer es halt war. Den Namen halt. Es war immer das gleiche Sprüchle. Da bin ich genauso gegangen und hab' gesagt, sie sollen so gut sein und morgen mittag dem «Bettlefrieder» (Friedrich Bettle) zur Leich' gehen. Weil ja jedes seinen Namen gehabt hat, so wie man halt gesagt hat zu den Leuten. Und mehr hat man eigentlich gar nicht sagen brauchen. Manche Leut' haben es noch gar nicht gewußt, und dann haben sie gefragt: «Ja, wann ist die gestorben?» oder so, und das hab' ich dann immer wissen müssen, und das hat man dann auch noch gesagt, und mehr hat man eigentlich gar nicht sagen brauchen.»

Sind Sie manchmal ins Haus gebeten worden?

«Nein, wenn ich fertig war, bin ich in das Trauerhaus gegangen und hab' gesagt: «Die und die hab' ich nicht angetroffen», und die haben dann gesagt: «Wärst du so gut und gehst morgen noch mal», oder es hätt' auch sein können, daß sie gesagt haben: «Laß es halt bleiben.» Ich bin auch am anderen Tag nochmal hin und hab' es gesagt, wenn es hat sein müssen. Weil wenn man sie nicht angetroffen hat, dann haben sie sich übergangen gefühlt. Und das ist halt ganz schlimm in so einer kleinen Gemeinde.»
Mußten Sie auch manchmal größere Wegstrecken zurücklegen?

«Nein, nein. Man war ja insgesamt nur eineinhalb Stunden unterwegs. Dann hat man es geschafft gehabt. Für alle.»

Und das ging immer ganz schnell?

«Ja, das ging schnell. Weil man hat ja auch nicht mehr zum Sagen gehabt. Und man hat ja auch nicht mehr gewußt.»



Ein Student, wie er der Leichensagerin die Häuser zeigt.
Eine Magd, wie sie von einem adeligen Haus zur Leiche sagt.

Farblithographie nach Tonfiguren des Ulmer Hafnermeisters
Septimus Rommel (1778–1846).

Sind Sie nie gefragt worden: «Weißt du, an was der gestorben ist?» Kam es nie zu längeren Gesprächen? «Nein, das gab es eigentlich nicht. Es hat vielleicht manchemal geheißt: «Jetzt ist es aber voll schnell gegangen.» Wissen Sie, wenn jemand im Dorf krank war, das hat ja gleich jedes gewußt. Wenn die Ärztin mit dem Auto kam, jetzt wo geht die Frau Doktor hin? Dann hat eins das andere gefragt: «Weißt du was?» So hat man immer gleich gewußt, was los ist. Es war an und für sich früher auch schön. Ich find', da hat es gar nicht so böse Leut' gegeben, ich hab' das nie so empfunden, als Kind überhaupt nicht. Da war man für jedes nette Wort dankbar, und das hat es viel gegeben. Aber so bösartig, ich weiß nicht, und wenn ich in die Häuser gekommen bin, dann hab' ich das auch nie so empfunden, daß jemand etwas gegen mich gehabt hätte. Denn das hätte man auch gespürt. Wenn etwas war, dann hat höchstens einer gesagt: «Das hättest du mir gar nicht sagen müssen, dem gehe ich sowieso nicht zur Leich' .» Ich hab' dann gesagt: «Es ist aber meine Pflicht, daß ich in jedes Haus gehe.» Ich habe ja nicht gewußt, wer mit wem nicht schwätzt. Das hat es natürlich auch gegeben, aber im großen und ganzen hab' ich keine Abwehr gespürt, wenn ich zu jemand hingekommen bin.»

Haben Sie auch manchmal den Tod angesagt, also daß jemand gestorben ist? Oder haben Sie nur zur Beerdigung gebeten?

«Nein, immer bloß zur Beerdigung.»

Wer hat den Tod in Ihrer Gemeinde angesagt? Wenn jemand gestorben war, das mußten die Leute ja auch erfahren.

«Das hat sich ganz schnell von selbst 'rumgesprochen. Eins hat es dem anderen gesagt, und wenn es eins gewußt hat, dann haben es die anderen auch gleich alle gewußt.»

Gab es denn keine Todesanzeigen?

«Nein, das hat es früher nicht gegeben. Später ja, aber in der Zeit, als ich das gemacht hab', da hat es nichts weiteres gegeben. Dann war es ja auch so, wenn man meinen Großvater in ein Haus hat laufen sehen, dann hat es geheißen: «Dort muß jemand gestorben sein.» Und dann haben die Leute gefragt, und dann haben sie es gleich gewußt.»

Wenn Sie Ihre Runde gemacht haben, gab es da ein bestimmtes Klopfzeichen, damit die Leute gleich wußten, um was es sich handelt?

«Nein, das haben die schon an der schwarzen Schürze gesehen.»

Hat es außer Ihnen noch andere Leute im Dorf gegeben, die zur Leiche gesagt haben?

«Das gab es schon auch, diejenigen, die ein Mädchen im Alter von zehn gehabt haben, wenn es die gemacht haben. Aber es war irgendwie schon so, daß man gesagt hat, ganget halt dahin, die macht das schon. Wenn man das immer macht, dann ist das auch schon Routine. Obwohl, es braucht ja nicht viel dazu, dahingehen und das zu sagen, aber vielleicht kann es auch nicht jeder. Wenn ich mir das heute vorstelle, daß ich von Haus zu Haus gegangen bin und das gesagt hab', dann kann ich es mir eigentlich fast auch nicht mehr vorstellen. Aber früher war es halt mal so, was hat man machen wollen?»
Mich wundert, daß das vorwiegend Kinder oder junge Mädchen gemacht haben. Ich dachte, das wären eher Frauen gewesen.

«Nein, Frauen haben das nie gemacht. Das waren immer Kinder.»

Können Sie sich einen Grund dafür denken?

«Einen Grund gibt es da gar nicht. Es war einfach so, daß man da Kinder losgeschickt hat. Ich glaube nicht, daß die Frauen das gemacht hätten. Das hätten die nicht getan. Also wenn ich mir vorstelle, daß meine Mutter das gemacht hätte, die hätte gesagt, nie im Leben macht sie das.»

Ja, warum nicht, kann man das sagen?

«Ja, wie kann man das sagen? Die hätten gesagt: Ich

bin doch erwachsen, ich gehe doch nicht von Haus zu Haus.» Also ich wüßte das nicht, daß das eine Frau oder eine Ältere gemacht hätte. Auf keinen Fall, das waren immer Kinder so zwischen zehn, vierzehn oder oft auch schon jünger von acht ab.»
Und Buben können Sie sich in diesem Amt auch nicht vorstellen?

«Nein, das kann ich mir nicht vorstellen, daß die das gemacht hätten. Die hätten gleich gesagt, das ist Mädchensache. Das war selbstverständlich, daß das ein Mädchen gemacht hat. Ich könnte mich nie entsinnen, daß das ein Bub gemacht hat. Ich kann mir den auch gar nicht vorstellen. Es hat früher auch schon so Sachen gegeben, entweder – oder. Nein, das könnte ich mir nicht vorstellen, daß das ein Bub gemacht hätte.»

Nach dem Büttel kam das Gemeindeblatt

Wer hat nach Ihnen diesen Dienst versehen?

«Nach mir hat man das nicht mehr so gemacht. Da hat es ein Gemeindeblättle gegeben, wo es drin gestanden ist, und nach dem Krieg hat man einen Büttel gehabt, der mit seiner Glocke durch das Dorf gegangen ist und immer die Neuigkeiten ausgeschrien hat, und der hat das dann auch gemacht, der hat dann auch immer gesagt: Morgen mittag um zwei wird der und der beerdigt. Das hat sich ganz schnell geändert, wo der einmal geschellt hat, da ist das selbstverständlich gewesen, daß das der Büttel gemacht hat. Ich glaub', nach mir hat es das gar nicht mehr gegeben. Das war dann ja auch schon nach dem Krieg, da ist alles anders geworden.»

In einem weiteren Gespräch mit Gertrud Tröster und dem Ehepaar Hilde und Erwin Tröster, Bleichstetten, im Januar 1991 erinnerte man sich gemeinsam, daß wohl noch kurz nach dem Krieg und nur ab und zu kleine Mädchen zur Leiche gesagt hätten. Sonst habe bis 1972 der Büttel und danach das Gemeindeblatt diese Funktion übernommen.

Ausgewählte Literatur:

- Atlas der deutschen Volkskunde (NF). Zender, Matthias (Hrsg.), Erläuterungen Bd. II. Marburg 1966–1982, S. 303–312
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bächtold-Stäubli, Hans (Hrsg.). Unter Mitwirkung von Hoffmann-Krayer, Eduard. Berlin 1987, Bd. 8, S. 986–991
Höhn, Heinrich: Mitteilungen über volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Nr. 7. Sitte und Brauch bei Tod und Begräbnis. Stuttgart 1913
Löffler, Peter: Studien zum Totenbrauchtum in den Gilden, Bruderschaften und Nachbarschaften Westfalens vom Ende des 15. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Münster 1970
Sartori, Paul: Todensagen. In: Zeitschrift für rheinisch-westfälische Volkskunde. 1. 1904, S. 36–54